

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 107.

Mittwoch, 19. April

1933.



32. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Zulezt hielt sie es in dem Zimmer mit dem Telephon nicht mehr aus. Es war, als ob der Apparat die ganze Zeit nach ihr rief. Sie schlenderte ins Atelier, nachdem sie sich einen Whisky eingekauft hatte, den sie „trocken“ hinunterschüttete. In einem Gefühl des Triumphs, in das sich jedoch auch Angst und Schmerz mischten, streifte sie mit ihrem Blick die zugedachte Statue, sein neues „Glück“. Nein, es sollte ihm gewiß kein neues Glück mehr erblihen. Er hatte sie, Violet Strefford, eine der umschwärmtesten und begehrtesten Frauen der Londoner Gesellschaft, zurückgewiesen. Und lief jetzt dem kleinen und unbedeutenden Weibchen Elena nach! Oh, es sollte ihm gewiß gegönnt sein, zu laufen! — direkt hinein in den Rachen des Löwen . . . um von ihm gefressen zu werden. Sie lachte zynisch auf. Stellte sich dann vor die Statue hin, deren Hülle sie wegriß — von jäh aufloderndem Haß befeelt. Wie es in ihr brannte, dieses Werk zu zerstören! Je mehr sie die Figur betrachtete, desto mehr steigerte sich ihr Haß. Wie wäre es, wenn . .

Von einer momentanen Zerstörungswut ergriffen, sah sie sich nach einem Gegenstand um, mit dem sie die Statue umwerfen und herunterreißen konnte. Aber es war, als würde sie von irgend etwas zurückgehalten — mit einemmal wurde sie von einer inneren Angst überwältigt. Als ob sich der Raum plötzlich bevölkerte mit ihm und ihr — der anderen — in endloser Wiederholung — als ob die beiden überall an den Wänden herumstünden und sie mit entsetzten Blicken verfolgten. Sie versuchte die Halluzination mit einem Lachen abzuschütteln, aber sie vermochte es nicht. Natürlich war es lächerlich, aber trotzdem . . .!

Und immer wieder schlug ihr die Frage entgegen:

„Was willst du hier?“

Von überall rief es:

„Was hast du hier zu tun?“

Sie fühlte sich aus dem Zimmer gewiesen, hinausgejagt von stummen Blicken, unausgesprochenen Worten — und Gefühlen, die sie nur allzu gut verstand . . .

In dem Kabinett mußte sie wieder an dem Telephon vorbeigehen, das immer noch auf sie zu warten schien. Aber sie wich ihm aus. Sie wollte nicht anrufen, nein, sie wollte es nicht! An die Folgen mochte sie nicht denken. Nun hieß es biegen oder brechen!

Sie zwang ihre Gedanken in eine andere Richtung: Jane hatte doch wohl, wie sie befohlen hatte, das Affchen in den Baderaum gebracht. Dieses freche Ding! Daß sie es gewagt hatte, ihr den Brief vorzuentshalten. Na, daran wollte sie jetzt weiter nicht mehr denken. Aber der Affe . . .! Das war vielleicht ganz interessant.

Sie wollte sich nicht länger selbst belügen: sie suchte ja nur nach irgendeinem Mittel, um den Gedanken an

die Konsequenzen ihrer Handlungsweise zu verstreuen — um fort aus den Zimmern hier unten zu kommen, jowohl aus dem Kabinett wie aus dem Atelier. Auch der Salon war ihr unerträglich, wo die lächerlich vielen Photographien von Elena standen.

Nur weg! Und vor allem: ihre Gedanken ablenken!

Nachher wollte sie dann Scotland Yard anrufen, aber den Hörer wieder einhängen, sowie das Amt die Verbindung hergestellt hatte. Sie würde dann später mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit behaupten können, daß eine Störung eingetreten wäre. Denn irgendeine Erklärung mußte sie ja geben . . .!

Sie öffnete die Türe zum Badezimmer. Doch, Monkey lag wirklich da auf einer der Bänke, mit einer Art von Kinderbettuch zugedeckt. Unter dem weißen Leinen zeichneten sich die Umrisse des kleinen erstarrten Körpers ab. Ja, wenn er nicht gewesen wäre, dann . . . Sie fühlte eine plötzliche Lust, das Tuch zu lüften, um das Gesicht zu betrachten.

Das Tier war zwar der Liebling der anderen — Elenas — gewesen und hatte doch ihr — Violet Strefford — einen riesigen Dienst erwiesen: es hatte den furchtbaren Verdacht auf Elena French gelenkt! Und dadurch die ganze Affäre angezettelt!

Wenn Monkey in Tai-Lings Obhut oder irgendwo sonst in dem gelben Limehouse geblieben wäre, dann würden Billy und seine Frau heute noch ihr idyllisches Liebesleben ungestört weiterleben, in ungetrübter Harmonie.

Ja, sie hatte dem kleinen Monkey viel zu danken . .

Sie hob behutsam das weiße Tuch. Hier im Badezimmer selbst hatte sie kein Licht angezündet, aber draußen im Treppenhaus brannte der Kandelaber.

Monkeys Augen waren offen! Sie streichelte leise seinen Kopf, schrak aber dabei zusammen: wie kalt er war! Oder waren es vielleicht nur die Augen, die sie frieren machten? Trotz ihrer Unbeweglichkeit waren sie merkwürdig sprechend in ihrem blinden Starren! Sie zogen sie unwiderstehlich in ihren Bann, übten einen direkten Zwang auf sie aus. Sie mußte hineinschauen, ob sie wollte oder nicht . . .

Mit Gewalt riß sie sich los und strich sich über die Stirne, wie um sich von einem bösen Traum zu befreien. Dann ließ sie das Tuch wieder auf den kleinen Körper zurückfallen, schloß die Tür und ging hinunter ins Erdgeschloß. Sie mußte das mit Scotland Yard endlich erledigen. Mit leiser zitternder Stimme verlangte sie das Amt. Dieses meldete sich und stellte die Verbindung her. In diesem Moment hing sie wieder ein. So, jetzt war es getan!

Sie erhob sich. Nahm eine Zigarette und einen Schluck Whisky und schlenderte gemächlich zum Fenster. Aber da tönte die Glocke des Telefons hinter ihr,

Sie drehte sich erschrocken um. Was sollte sie tun? Sie wußte sehr gut, daß die Polizei noch eine spezielle Zeitung zum Hauptamt hatte, so daß sie jederzeit Anschluß an eine Nummer bekommen konnte, wenn ein Gespräch aus irgendeinem Grunde auf dem allgemeinen Draht nicht zustande gekommen war.

Wenn es nun Scotland Yard war, das anrief? Und wenn sie das Gespräch aufnahm?

In diesem Falle würde sie nicht gut darum herkommen, die Polizei zu alarmieren. Woraus wieder folgte, daß Billy und Elena . . . Allein bei ihrem Namen stieg der Haß wieder in ihr auf. Nicht um alles in der Welt wollte sie . . .

In ihrer Erregung vergaß sie ganz, daß Jane und Mary ja in die Stadt gefahren waren, und daß sie sich also allein im Hause befand. Sie hatte nur die eine Überlegung, daß niemand das Läuten des Telephons hören dürfte — und jetzt klingelte es schon wieder!

In aller Eile schleppte sie einige Kissen herbei, um den Apparat darunter zu ersticken. So, jetzt konnte er läuten, soviel er wollte! Niemand würde ihn hören . . .

Erst jetzt kam ihr die Erinnerung an die beiden Mädchen, aber sie ließ es dabei, wie es war. Sie konnte selbst das Gebimmel nicht mehr aushalten. Ihre Nerven ertrugen es nicht länger. Wenn sie die Mädchen zurückkommen hörte, würde sie die Kissen wieder entfernen. Nicht früher! Keine Minute früher!

Sie ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Dann und wann unwillkürlich nach dem kleinen Hügel schielend, darunter der Apparat begraben lag. Man rief sie offenbar ununterbrochen an. Sie steckte sich die Finger in die Ohren und blieb vielleicht für fünf Minuten so stehen. Dann nahm sie sie wieder weg und horchte: Jetzt war es still. Man hatte es aufgegeben, in Verbindung mit ihr zu kommen!

Sie atmete erleichtert auf und trat in den Erker. Es regnete und stürmte immer noch, aber Bliz und Donner hatten aufgehört. Sie war dabei, die Stores wieder zuzuziehen, als auf einmal irgend etwas draußen am Horizonte ihre Aufmerksamkeit erregte, ein rosiges Schimmer in dem Grau des Himmels. Ein beginnendes Glühen, das sich mehr und mehr ausbreitete. Sie öffnete das Fenster:

Der Feuerchein wuchs, wurde röter und röter. Aber lag nicht hinter Hyde Park. Es war nur der Reflex eines im Entstehen begriffenen Riesenbrandes, der sein Licht an den Himmel warf. Jetzt hörte sie auch das Läuten und Tuten von Wagen und Autos, die von allen Seiten durch die Nacht rasten und sich immer weiter entfernten.

Die Feuerwehr war alarmiert worden!

Sie schlug das Fenster wieder zu und zog schleunigst den Vorhang wieder vor. Rief dann ans Telephon. Sie war von einer plötzlichen, wenn auch unwahrscheinlichen Ahnung erfüllt:

Konnte der Herd des Feuers nicht in Limehouse liegen?

Sie froh und brannte zugleich in ihrem Innern. Aber sie wollte Gewißheit haben. Sie griff daher nach dem Apparat und rief eine Redaktion an, lange Zeit vergebens. Aber endlich erhielt sie Verbindung.

Ja, es brannte in Limehouse, Causeway! Zwei Häuser, Sun Teens und A Koolis, standen bereits in hellen Flammen, und mehrere in der Nachbarschaft waren von dem Feuer, das immer mehr um sich griff, gefährdet.

Sie stöhnte laut auf, als sie das Mikrophon niederlegte. Ihre Züge waren angstverzerrt und in ihr schrie es auf, daß es Mord war, glatter Mord! Aber sie wollte es nicht hören, sie wollte stark sein, wollte Rache haben! Und weder ihre Hand noch ihre Stimme zitterten, als sie, mit dem Hörer gegen das Ohr gepreßt, nach Scotland Yard verlangte.

„Wir haben schon Beiseid bekommen“, antwortete man ihr. „Soeben in diesem Augenblick von Mr. Frenchs Zimmermädchen . . . Wir haben übrigens mehrmals versucht, Sie anzurufen, aber vergeblich . . . So, Ihr Telephon war nicht in Ordnung . . .? Aber

jetzt schicken wir sofort Leute hinunter und hoffen nur das eine: daß es nicht zu spät ist!“

„Es wird aber zu spät sein!“ lachte sie boshaft, als sie das Gespräch beendet hatte. „Ihr werdet zu spät kommen — und Gott sei gelobt dafür!“

Und plötzlich brach sie zusammen, zitternd am ganzen Körper, tränenlos aufschluchzend, mit einer brennenden Hölle im Inneren:

„Billy, Billy! Ich liebe dich ja so!“

4.

Billy richtete sich entmutigt auf. Es waren nur wenige Minuten vergangen, seit er den Rauch bemerkt hatte, der sich immer mehr verdichtete. Wie lange würde es wohl dauern, bis alles vorbei war? Bevor sie der Rauch erstickt hatte? Ja, selbst wenn die Polizei noch kommen sollte, was konnte sie überhaupt noch ausrichten? In dieser Umgebung, wo sie sich nicht auskannte! In diesem Rauch, der alles einhüllte! Gegen die Flammen, die sich knisternd und unaufhaltbar näherten?

Rein, Tai-Ling war der Geschicktere gewesen:

Wenn Yo starb, hatte er keinen Zeugen von Bedeutung mehr zu fürchten. Wenn er sich nach der Brandstiftung nicht überhaupt schon aus dem Staube gemacht hatte.

Billy wich unwillkürlich zurück. Der Rauch zwang ihn dazu. Er konnte in der beklemmenden Stille vernehmen, wie das Feuer sich langsam vorwärtsraß. Und das Gludsen des Flusses gab eine seltsame, unheimliche Begleitung dazu!

Wie lange würde die Türe da noch Widerstand leisten?

Er hatte diesen Gedanken kaum zu Ende gedacht, als er durch eine Spalte bemerkte, wie der grelle Feuerchein hinter der Türe sich nach unten ausbreitete, immer wieder neu aufblühend und abwärts strebend! Es konnte sich nur noch um Minuten handeln, bis die Türe ganz in Flammen stand. Und dann . . .

Billy sprang in die Höhe:

Jetzt galt es Leben oder Tod im wahren Sinne des Wortes! Nun mußte gehandelt werden, und zwar sofort! Wenn sie sich in Elenas Zelle zurückzogen und einschlossen, würden sie wenigstens noch für einige Zeit den Rauch und das Feuer isolieren können. Und währenddessen konnte vielleicht noch Hilfe eintreffen. Die Hauptsache war jetzt, Zeit zu gewinnen!

Er lief zurück und warf die Tür zu. Der äußere Gang war in diesem Augenblick schon taghell. Die Nischen tür brannte lichterloh. Aber in dem Kerkerraum herrschte Grabesdunkel, nachdem die Türe geschlossen war. Wie lange diese Türe noch standhalten würde, war eine andere Frage. Elena war zwar jetzt bei vollem Bewußtsein, aber natürlich stark geschwächt. Der Schock war für ihre überspannten Nerven allzu stark gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht der Worte.

Nach dem Altdeutschen (um 1300) von Walter Medauer.

Worte
Erweichen manchen harten Zorn.
Von Worten
Werden Freunde oft verlorn.

Worte
Erhalten die Gemeinsamkeit.
Worte
Geben beides: Lieb und Leid.

Worte
Schließen auf des Herzens Schrein.
Der lange schon
Verschlossen mochte sein.

Worte
Tun uns Gut' und Ables kund.
Mancher Mensch
Von Worten ward gesund!

Indios Bravos — Wilde Indianer!

Ein Erlebnis im wilden Innern Boliviens.

Von Armin O. Huber.

Krieg — Paraguay mit Bolivien! Ich las die Notiz in einer westkanadischen Zeitung. Und dies genügte, um einen echten Abenteuerer nach Südamerika zu laden.

Nun war ich in Bolivien! Abgerissen, von Sandflöhen, Ameisen, Moskiten und anderem ekelhaften Getier angezapft und zerbissen. Krieg? Am Rio Paraguan und im bolivianischen Grenzposten Puerto Suarez sah ich wohl einige hundert barfüßige Soldaten: Indianer, Nestizen aller Schattierungen und einige Weiße. Sie verfügten über allerverrostete deutsche Mäusergewehre, die unter Umständen einmal losgingen. Hier und da wurde etwas egerziert, so weit dies die heiße, bolivianische Sonne gestattete. Am liebsten aber lagen die thatibelleideten Burschen in ihrer ruinegleichen Kaserne, spielten Karten, sangen einen Tango Argentino oder Brasileiro — beileibe keinen Paraguan-Tango — und tranken einen undefinierbaren Schnapsfusel, wo und wann er immer zu haben war.

Aber Krieg mit Paraguay? Ich konnte nichts davon sehen oder hören. Vielleicht ging das ganz im Geheimen vor sich? Oder legte sich der Völkerbund entscheidend dazwischen? Allenfalls konnte es auch der amerikanische Colonel sein, der den Spaß verdaß. Drüben auf der brasilianischen Seite durfte ich den schneidigen Herren einmal sehen. Er sprach weder ein Wort spanisch oder portugiesisch. Trotzdem fungierte er vermittelnd zwischen den kriegslüsternden Staaten. Im Hotel in Corumba gab er ein völler-verbühnendes Bankett. Ich kam gerade in dem Augenblick dort vorbei, als der Colonel der 5. Bolivianischen Division, Wilhelm Kaiser aus Landau in der Pfalz, einen versöhnlichen Toast darbrachte. Damit schwanden mir alle kriegsrischen Visionen!

In Puerto Suarez lernte ich den deutsch-bolivianischen Obersten persönlich kennen.

„Wohin möchten Sie?“ fragte er freundlich.

„Ins Innere, — gibt's da keine wilden Indianer?“

„Ja, dort haufen noch welche. Sie kommen hier und dort an der Karawanenstraße nach Santa Cruz de la Sierra zum Vorschein, fallen eine Reihe Telegraphensäule und machen sich mit dem Draht und den Eisenhaken aus dem Staub.“

„Die roten Burschen möchte ich auch einmal sehen“, meinte ich sehnsüchtig.

„O, warum nicht“, entgegnete der Oberst freundlich, „wenn Sie Glück haben, können Sie einen Pfeil in die Rippen bekommen.“

In diesen Tagen ging von Puerto Suarez ein aus zwei schweren Lastautos bestehender Militärtransport nach der Station Robore, einige Tagereisen im wilden Innern, ab. Es waren die ersten Lastwagen, die die Karawanenstraße befahren wollten, denn die Überlandstraße nach den Kor-dillern war eigentlich nur für Maultiere, Ochsen und bestenfalls noch Ochsentarren berechnet.

Colonel Kaiser erteilte mir die Erlaubnis zum Mitfahren. Wir schoben los: zwei Wagenlenker, zwei halb-indianische Soldaten und ich. Die Ladung bestand aus allerlei Militärutensilien. Wir hatten uns alle schwer bewaffnet. Und auch ich kam mir mit meinem süßlangen schweren deutschen Artillerierevolver recht gefährlich und wildweßlich vor.

Mit echtem Draufgängertum passierten wir bodenlose Lehmpfützen. In halbbrecherischem Tempo fuhren wir an steilen Hängen entlang, hoppelten wir über felsige Strecken. Fortdauernd hatten wir viel über die blutdürstigen Moskitos, den ewigen Staub und die gemeine Hitze zu schimpfen. Ziemlich gerade zog sich die Karawanenstraße durch den Urwald, — wie zwei Mauern erhob er sich zu beiden Seiten des in seiner Breite sehr unterschiedlichen Weges.

Die Landschaft des nördlichen Gran-Chaco-Gebietes ist sehr eintönig. Hohes, wirres Gras, dorniges Gestrüpp und vereinzelte, im Trockenwald umherstehende Palmen, die gar nicht mexikanisch wirken. Alle 40 bis 50 Kilometer findet sich im allgemeinen eine Wasserquelle, ein schmutziges, mit Baumstämmen ausgelegtes Loch mit einem trüben Naß, in dem lustig die Wasserkäfer und anderes Getier toben. Mit alten Benzinkanistern schöpfen wir das ekelhafte, aber doch be-gährte Getränk. Hier und da fand sich auch eine Ansiedlung — ein Neger, ein Mulatte, ein Franzose und ein Deutscher. Bei dem Deutschen verweilten wir, um eine Tasse pech-schwarzen Mokkas zu schlürfen, den die Herrin des Lehmpfützen servierte. Die schlante Dame hatte indianisches

Blut in ihren Adern. Sie war schön in ihrer gelbbraunen Haut, die herrliche Gestalt nur mit einem schneeweißen Hemd bekleidet. In ihrem schmalen, blutarmen Gesicht funkelten große, schwarze Augen, die stets einen unheimlichen Glanz hatten.

Der Mokka schmeckte ausgezeichnet. Unentwegt knabberte man dazu an einem harten, säuerlich schmeckenden, knollenförmigen Gebäck. Geriet die Unterhaltung ins Stoden, so sah man den kleinen schwarzen Ameisen zu, die in schnur-gerader Bahn über den weißgedeckten Tisch hinwegzogen.

Auf der Weiterfahrt erreichte den einen Wagen sein Gesicht. Und da saßen wir inmitten des bolivianischen Urwaldes, der Heimat der wilden Sirionos, Zamulos und Yanaiguas.

Ein halbindianischer Soldat und ich blieben als Wache bei dem Wagen zurück, während die anderen mit dem noch funktionierenden Auto weiterfuhren, um später wieder-zufahren — wann? — später!

Während der Fahrt waren die Fliegen schon lästig geworden, aber jetzt wurden sie zur Qual. Wir befanden uns wie in einer Borstfuge zur Hölle. Immerfort umtönte uns der nervenzermürbende Singang. Ich war stets in Bewegung, um das blutdürstige Zeug abzuwehren — Klatz — Klatz — gab ich mir selbst saftige Ohrfeigen — Klatz — fuhr ich mir um Hals und Ohren, Arme und Beine — Klatz — auf den Rücken — Klatz — auf die Nase!

Urwaldromantik!

Etwas wie Tropenkoller erfaßte mich. Wie rasend fuhr ich hoch und feuerte einige Schuß gegen die Bäume.

Es wurde Abend. Die Dämmerlichkeiten vereinigten sich rasch mit dem geheimnisvollen Dunkel der Urwaldtiefe. Die Waldnisnacht begann ihre gespenstische Unergründlichkeit lästig fühlbar zu machen. Seltsame Stimmen erschollen aus dem Waldesdunkel, drüben geterten einige Brüllaffen und — zum Kukud! Was war das für ein Laut?

„El tigras — tigras!“ rief mein Begleiter erschrocken. — Jaguare!

Ein Lagerfeuer loderte auf. Mit taftender Bedächtigkeit fraßen sich die Flammen durch das dürre Geäst, leckten die aus dem Urwaldmoder ausgegriffenen Reifige trocken und spielten ihr unermüdlisches, neckisches Spiel. Wir häuften eine Masse halbdürren Holzes über dem Feuer auf und vertrocknen uns dann in der Führerkabine des Lastautos. Der Benzingeruch schien hier die Moskitos zu vertreiben, oder war es die Kühle der tropischen Nacht? Das Gewehr im Arm schliefen wir ein.

Es war schon heller Morgen, als ich erwachte. Ich regte mich nicht und blinzelte nur im Halbbewußtsein vor mich hin. Plötzlich hasteten meine Augen an etwas — ein gänglich nackter Mensch! Mein Hirn war auf einmal wieder völlig tätig — dort am Urwaldrand stand ein wilder Indianer — und da, halb verdeckt von einigen Planen, ein zweiter — und daneben wieder einer und — da und hier noch vier, fünf andere!

Ich wagte nicht, mich zu regen. Ich schielte nach meinem Gefährten, er schlief noch. Dann sah ich erneut nach den Wilden. Regungslos standen sie am Waldesrand. Unförmliches Erstaunen stand in ihren Zügen geschrieben: „Wie kam das Ding in ihren Urwald? Was sollte das sein? Ein böier Dämon?“

Es waren kräftige Gestalten, nur etwas zu beleibt, um das Ebenbild eines Abonis zu sein. Durch die Nasenscheidewand hatten sie kleine Federu gesteckt, die wie Schnurrhärchen anmuteten. In der Linken hielten alle einen mächtigen, lose gespannten Bogen, in der Rechten anderthalb Meter hohe Pfeile. Ihre ganze Kleidung — wenn man so sagen darf — bestand aus dünnen, um die Hüfte gelegten Baststreifen. Das Haar war oberhalb der Schultern gerade abgeschnitten und konnte ganz gut als Modell für einen wahren Bubikopf gelten.

Die roten Burschen kamen näher. Zaghaft setzten sie einen Fuß vor den andern. Sie schienen der Sache noch lange nicht zu trauen! Uns beide konnten sie kaum gesehen haben, denn die Windscheibe des Autos war stark verstaubt, und außerdem schien die Sonne schräg darauf, so daß sie für den Standort der Indianer höchstens als Spiegelbild von Urwald und Himmel wirkte.

Plötzlich stieß einer der roten Burschen einen schrillen Schrei aus. Mein Genosse fuhr in die Höhe. Schon hatte er die Wilden erkannt, und ehe ich es hindern konnte, feuerte er drei Schuß aus seinem großkalibrigen Revolver durch die Windscheibe hindurch nach den Rothäuten. Die Urwaldwände widerhallten von ihrem gellenden Geschrei, und wie vom Boden weggeblasen waren sie verschwunden. Aus dem Wald heraus züchten einige Pfeile herod und blieben in dem Holz der Führerkabine stecken.

95,65
89,58
83,52
77,46
71,40
65,34

89,71
83,65
77,59
71,53
65,47

17,15
11,09
5,03

110,95
104,89
98,83
92,77
86,71

119,75
113,69
107,63
101,57
95,51

190,75
184,69
178,63
172,57
166,51

85,50
81,44
77,38
73,32
69,26

85,50
81,44
77,38
73,32
69,26

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

127,75
123,69
119,63
115,57
111,51

Über dem Urwald herrschte wieder die alte Stille. Nur ein blaugrüner Papagei überflog krächzend die vor wenigen Sekunden noch so wilde Szene.

Eine lange Weile getrauten wir uns nicht aus unserer Festung hervor. Wie, wenn die Rothhäute irgendwo mit schußbereiten Pfeilen hinter Bäumen lauerten? So ein Indianerpfeil durchschlug mühelos einen Menschen, wenn er auf seinen Knochen ausprallte. Und nach dem Hörensagen zielen die Urwaldlinder gerne nach dem Leib. Vergiftet oder nichtvergiftet — es würde vollauf genügen!

Wir knallten einige Revolvergeschüsse in den stillen Wald hinein. Dann begaben wir uns immer noch recht zögernd ins Freie. Wie eine wüste Halbtschlagsaukelei hätte uns alles erscheinen mögen, wären die langen Pfeile nicht gewesen, die allzu bereite Zeugen der aufregenden Minuten waren.

„Sirionos“, sagte mein Begleiter, als er die Indianerpfeile für einige Augenblicke gemustert hatte. Diese Sirionos gehörten zu den wildesten der wilden Indianer Südamerikas. Sie sind namentlich im mittleren Tiefland Boliviens anzutreffen, und alljährlich werden bis auf den heutigen Tag mehrere Überfälle auf Karawanen und Siedler gemeldet. Unter den weißen Ansiedlern ist es Sitte, ohne jegliche Veranlassung auf eine wilde Rothhaut zu schießen, also auf alles, was nackt umherläuft, sei es nun Mann, Frau oder Kind. Daß der Haß der Urwaldlinder dadurch nicht abnimmt, läßt sich denken. Viele Forscher haben es versucht, mit den Sirionos in Verbindung zu kommen. Aber der einzige Gruß der Wilden blieb immer ein Pfeilhaapel.

In der Folge sahen wir nichts mehr von den Wilden. Bald nachte der Entschluß und das Abenteuer im Lande der Sirionos war damit überstanden.

Das Edikt des Kurfürsten.

Von Hans Wieland.

Das Geschehnis liegt schon weit zurück. Man schrieb das Jahr 1684.

Im Parkwalde von Spandau kniete der Graf Frederksdorf neben dem leblosen Körper seines Duellrivalen Ritter von Stauch, den er mit seinem Degen niedergestreckt hatte. Jetzt, nachdem der junge Edelmann tot zu seinen Füßen lag, erinnerte er sich jenes verhängnisvollen Edikts des Kurfürsten von Brandenburg, wonach jeder junge Herr, welcher gar zu vorzeitig den Säbel aus der Scheide zu ziehen pflegte, die Todesstrafe zu erwarten hatte.

Mit einem schnellen Entschluß erhob er sich und nahm, indem er vorsichtig nach allen Seiten umherpähte, mit beschleunigtem Schritt den Weg zur Stadt. Im Hotel angekommen, wechselte er hastig seinen Anzug, füllte die Satteltaschen mit Dokumenten und Geldrollen und bestieg sein Pferd, um in der Richtung nach Schlessien davonzuziehen.

Müde und vollkommen erschöpft langte er in der Abenddämmerung in einem entlegenen Gasthof an. Von hier waren es noch zwei Reistunden bis zur Grenze. Aber die vorangegangenen Strapazen hatten ihn derart mitgenommen, daß er sich außerstande fühlte, seine Flucht ohne Unterbrechung fortzusetzen. Er mußte unbedingt einige Stunden rasten.

Nachdem er einer reichlichen Mahlzeit zugesprochen hatte, rief er den Wirt an seinen Tisch heran und fragte ihn:

„Was ist's? Hast du ein Pferd frei?“

„Mit Verlaub“, gab dieser zur Antwort, „es stehen mir nur wenige zur Verfügung, heute ist Treibjagd in den Grenzgebirgen. Das eine, welches derzeit im Stall steht, gehört mir ...“

„Wo gut, ich nehme es“, sagte der Graf bestimmt. „Laß es in drei Stunden satteln, bis dahin will ich schlafen.“

Mit dem Aufgang der Sonne erhob sich Frederksdorf von seinem Lager, wusch sich und kleidete sich an, um dann in den Stall zu eilen, wo er das gesattelte Pferd besteigen wollte. Doch als er über den Hof schritt, trat ihm der Wirt entgegen.

„Tausendmal um Verzeihung, gnädiger Herr,“ verneigte er sich bis zum Erdboden, „aber ich kann Ihnen das versprochene Pferd leider nicht überlassen.“

„Zum Teufel mit dir! Warum nicht?“

„Es geht nicht, denn eine Dame benötigt es dringend“, gab der dickleibige Gastwirt zur Erwidern und unter seiner weißen Schürze zeichnete sich eine wohlgepuderte Börse ab.

Der Graf, maßlos gereizt, wandte sich kurzentschlossen zur Seite, trat auf die junge Dame zu, die am Eingang des Stalles stand, und sagte, indem er sich galant verbeugte:

„Graf Frederksdorf, Ihr ergebener Diener!“

„Ich heiße Sigrid von Hohenau, mein Herr!“

Sie lächelte ihm zu, liebreizend und verführerisch, eine bezaubernde Schönheit.

„Ich habe große Eile“, fuhr sie nach einer Weile fort.

„Nicht größer denn ich“, entgegnete der Graf.

„O doch! Sie werden das gleich verstehen. Bitte, wollen Sie mir folgen.“

Sie schritt voran in den Garten, Frederksdorf, in fliegender Umgebuß, begleitete sie.

„Mein Vater will mich verheiraten“, erzählte sie vorsichtig.

„Mit einem uralten Mann. Er ist mindestens sechzig Jahre alt — und so gar nicht nach meinem Geschmack. Ich flüchte vor ihm nach Leipzig zu einer mir wohlgesinnten Tante. Verstehen Sie nun, daß ich das Pferd dringend haben muß?“

Sie sah ihn an mit so berückenden Augen, ihr kindlicher Mund zuckte, ihr ganzes Wesen war so bezaubernd, daß der Graf alles andere vergaß: die Flucht nach Schlessien, seine Verfolger, den sicheren Tod. Er legte zart seine Hand um ihre Taille und lächelte: „Wahrhaftig, Sie müssen das Pferd haben, mein Fräulein, und sollte es mich noch so teuer zu stehen kommen.“

Er beugte sich zu ihr herab, sie reichte sich empor zu ihm, und so verweilten sie lange in dem einsamen Garten und pflückten die Ästchen von dem Baum, in dessen Schatten sie standen. Dann lehrten sie in den Hof zurück und der Graf hob seine Gefährtin behutsam in den Sattel. Doch in dem Augenblick, da er ihr die Hand zum Abschied lassen wollte, sprangte, staubbedeckt, eine Patrouille heran.

Sigrid schrak zusammen. „Was wollen die Reiter?“ rief sie überrascht.

„Die Soldaten des Kurfürsten von Brandenburg. Keine Beunruhigung, mein Herz, es gilt mir.“

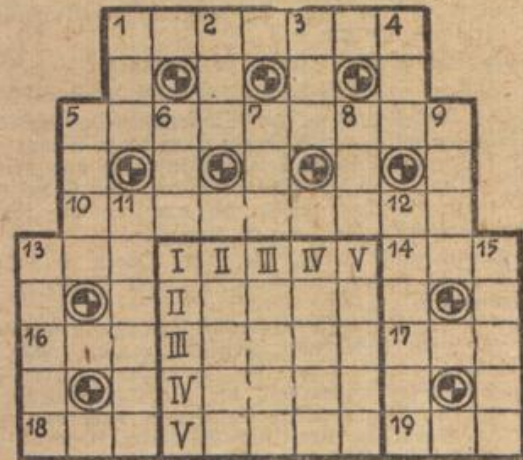
„Hnen?“

„Jawohl, sie kommen, mich zu holen. Leben Sie wohl, ichdnes Kind!“

Und nach einem lezten Kuß ging er auf die Soldaten zu ...

Kreuzworträtsel

mit magischem Quadrat.



Die Wörter bedeuten von oben nach unten: 1. Sonnengott. 2. Niederes Volk. 3. Fürwort. 4. Kommando beim Schiffswenden. 5. Oper von Verdi. 6. Bergwiese. 7. Vorfahre. 8. Art Erde. 9. Papiermaß. 11. Morgenland. 12. Bekannter Sänger. 13. Männliche Rage. 15. Männlicher Vorname. — Von links nach rechts: 1. Teemaschine. 5. Art Gips. 10. Quinte der Tonart. 13. Geröllspalte im Hochgebirge. 14. Nordische Gottheit. 16. Getränk. 17. Meeresbuht. 18. Farbe. 19. Bild. — Das magische Quadrat: I Haustier. II Land in Asien. III Inder. IV Gebirge in Amerika. V Tierwelt.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 102: Von oben nach unten: 1. Gas. 2. Mus. 3. Rabi. 4. Zehn. 5. Wiege. 6. Neede. 7. Emu. 9. Uri. 11. See. 12. Sog. 13. Bader. 15. Elias. 17. Los. 18. Ihr. 21. Otto. 22. Tor. 23. Eng. 24. Nero. 26. Akt. 28. Ode. 30. Ade. 31. Abt. — Von links nach rechts: 3. Kauz. 5. Wasser. 7. Eid. 8. Heu. 10. Meißner. 13. Bug. 14. Die. 16. Elegie. 19. Du. 20. Ei. 21. Oftern. 25. Rat. 27. Cos. 29. Stargard. 32. Tod. 33. Voe. 34. Etat.